

# Zwei amerikanische Geschichten aus dem Weltkrieg

Autor(en): **Brennwald, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 38

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757664>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Zwei amerikanische Geschichten aus dem Weltkriege

Von R. Brennwald

## 1. John, der Bar-Tender

John war ein tüchtiger Bar-Tender. Groß gewachsen, mit breiten Schultern, konnte man ihm sofort den ehemaligen Preisboxer ansehen. Schon manchen unlieb-samen Gast hatte er ohne viel Federlesens an die Luft gesetzt und die Gangster der Nachbarschaft hatten einen heiligen Respekt vor seinen Fäusten.

Es war daher auch kein Wunder, daß ihn der Besitzer des Saloons (Bar) gerne hatte und ihm manches durchgehen ließ, was ihm an anderen Orten unfehlbar die Entlassung eingebracht hätte.

John war ehrlich, soweit ein Bar-Tender in Amerika ehrlich sein kann. Man machte seinen Patron eines Tages darauf aufmerksam, daß John es nicht so genau mit den Einnahmen nehme, und daß er immer ein schönes Taschengeld habe, das weit über den Verdienst eines Bar-Tenders hinausgehe.

«Habe ich schon gemerkt», sagte der Patron, «macht aber nichts, ein gutes Geschäft muß die Diebstähle eines Bar-Tenders ertragen können, sonst ist es nichts wert.»

Und so stahl John lustig weiter. Von zehn Glas Bier tippte er sechs ins Kassenregister, der Rest ging in seine eigene Tasche.

Das Geschäft ging glänzend und der Patron kam trotzdem nach und nach zu einem Vermögen, was bei John nicht der Fall war, denn er hatte eine kleine Freundin, die kostete viel Geld.

Plötzlich nahm dieses idyllische Dasein ein unerwartetes Ende.

Amerika trat an der Seite der Alliierten in den Weltkrieg ein und alle jungen Leute, im pflichtigen Alter, wurden «draughted», das heißt eingezogen. Da man in Amerika keine Einwohnerkontrolle kannte, so holte man die jungen Leute ganz einfach aus den Häusern heraus und brachte sie in die Armee-Camps, wobei es sehr häufig zu widerlichen Szenen kam, indem die amerikanische Jugend, speziell die Söhne ehemaliger Deutscher oder Schweizer, absolut nicht gewillt war, sich in den Militärdienst pressen zu lassen. Auch John wurde abgeholt.

Er nahm feierlichen Abschied von der Familie seines Patrons und uns Stammgästen. Es schien, als ob er sich ohne weiteres mit dem Gedanken versöhnt hätte, in den Krieg ziehen zu müssen. Seine Eltern waren deutscher Abstammung und daher sprach John auch ziemlich gut deutsch.

Drei Tage später betrat ich die Bar, hinter der nur der Patron selbst den Dienst versah.

Ich war noch nicht lange da, als zu unserem größten Erstaunen John, in schmucker Uniform, lachend eintrat.

«Ja, was ist denn da los, John?» fragte der Patron, «du bist doch nun im Militärdienst und soviel ich weiß, dürft ihr während der ersten zwei Wochen eurer Ausbildung nicht ausgehen.»

«Ganz richtig», erwiderte John, «aber die können mir gestohlen werden, ich mache nicht mehr mit, für mich ist die Armee erledigt.»

«Aber John, du bist doch hoffentlich nicht durchgebrannt?»

«Nennt es wie ihr wollt, ich bin einfach fortgegangen und mit dem nächsten Zug nach New York zurückgekehrt.»

«Das geht doch nicht, John, du bist jetzt unter Militärgesetz und hast eine schwere Strafe zu gewärtigen, geh' sofort zurück zu deiner Truppe», riet ich ihm.

«Ich bleibe hier», entgegnete er standhaft. «Stellt euch einmal vor: Das Schlafen in der schmutzigen Baracke, auf Strohsäcken, würde noch angehen. Aber daß die Kerls mich um vier Uhr schon aus dem Schlafe wecken, mich zwingen aufzustehen, mir dann einen Besen in die Hand drücken und mir befehlen, den mit Dreck und Pferdemit angefüllten Boden zu fegen, das ist dann doch der Gipfel der Frechheit.»

Man konnte hieraus deutlich die Naivität der Amerikaner, in bezug auf Militär, Armee und Krieg ersehen, und John war in dieser Beziehung wirklich mehr als naiv, obgleich er sonst als ein smarter Kerl galt.

Aber John sollte sehr rasch erkennen lernen, daß gegen die Militärbehörden nicht aufgemuckst werden durfte.

Er war noch nicht eine halbe Stunde in der Bar, als ein Unteroffizier mit zwei Soldaten eintrat. Ehe John etwas erwidern konnte, hatte er Handschellen an und so mußte er, ob er wollte oder nicht, wieder schön mit zurück in den Camp. Als er hinausgeführt wurde, rief er noch lachend zurück: «Ich bin bald wieder da, Good-bye.»

Wie wir später erfuhren, erhielt John zehn Tage scharfen Arrest, für seinen Ausflug nach New York. Der Camp war in Long Island und lag etwa zwei Eisenbahnstunden von New York entfernt.

Drei Wochen später sollte seine Kompagnie nach Frankreich verschifft werden. Viele Soldaten erhielten Urlaub, um sich von ihren Familien zu verabschieden. John traute man nicht, deshalb kam er eines Nachmittags in Begleitung eines Leutnants in der Bar an; man wollte ihm also doch noch einen Abschied ermöglichen.

Der Leutnant war ein netter Kerl, und da damals ein strenges Verbot bestand, wonach Soldaten keinen Alkohol ausgeschenkt werden durfte, so setzten wir uns mit John und dem Leutnant, der damit einverstanden war, in den sogenannten «Backroom», d. h. in das Hinterzimmer, woselbst der Patron zum Abschied eine Flasche Whisky spendierte. John meinte, er möchte doch noch gerne auch von seinem Mädels Abschied nehmen, die in der Nachbarschaft wohnte, worauf der Leutnant sagte:

«Höre, John, wir müssen um sechs Uhr heute abend zurückfahren in den Camp. Auch ich möchte noch bei meinen Leuten Abschied nehmen, und wenn du dein Wort gibst, daß du bestimmt um sechs Uhr heute abend wieder hier bist, dann will ich ein Auge zudrücken und dich allein gehen lassen.»

«Mein Wort darauf, Herr Leutnant, ich werde hier sein.»

Damit gab er dem Offizier die Hand und ging. Auch der Offizier entfernte sich darauf.

Punkt sechs Uhr abends erschien John wieder mit seinem Mädels am Arm. Der Offizier war noch nicht da. John sah auf die Uhr und bemerkte dann plötzlich: «Hier, ihr alle, ihr seid Zeugen, daß ich um sechs Uhr da war und mein Wort gehalten habe. Es ist jetzt zwei Minuten nach Sechs, ich bin zu nichts weiterem mehr verpflichtet.» Er nahm sein Mädels, und trotz unseren Bitten und Mahnungen verschwand er zur Hintertüre hinaus. Der Patron war furchtbar aufgeregt, auch er fühlte sich dem Leutnant gegenüber mehr oder weniger verpflichtet.

Aber seine Aufregung war unnötig, denn auch der Leutnant kam nicht mehr.

Solche Fälle waren damals zu hunderten an der Tagesordnung.

John hatte inzwischen wieder Zivilleider angelegt und hielt sich irgendwo versteckt. Erst acht Tage später wurde er wieder entdeckt und erhielt dann einen Monat scharfen Arrest, worauf er sofort nach Frankreich eingeschifft wurde. Seine Kompagnie war inzwischen längst drüben. Ob der Leutnant auch wieder eingefangen wurde, habe ich nie erfahren.

Sechs Monate später mußte ich ebenfalls nach Frankreich, jedoch geschäftlich. Der Patron gab mir Johns Adresse mit, der nun in der Nähe von Reims bei der amerikanischen Artillerie stand, wo er die Pferde zu pflegen hatte.

Ich schrieb ihm von meinem Hotel in Paris aus und sandte ihm Rauchwaren.

Drei Tage später, als ich die Halle des Hotels betrat, stand plötzlich John vor mir.

Ich glaubte, mich treffe der Schlag, denn es war mir sofort klar, daß der Junge schon wieder ohne Urlaub abgereist war.

Dies war nun schon richtige Desertion und darauf stand die Todesstrafe. Ohne Urlaubspass durfte kein amerikanischer Soldat Paris betreten und die Straßen waren von amerikanischer M. P., d. h. «Military Police», bewacht, die jeden anhielten und nach seinem Urlaubspass fragten. Ich machte John auf diesen Umstand aufmerksam und bemerkte dazu, daß auch ich bestraft würde, wenn ich ihm Unterkunft geben würde. So ernst hatte er sich die Sache doch nicht vorgestellt. Ich nahm den dummen Kerl auf mein Zimmer, ließ ihm ein kräftiges Essen servieren. Hierauf befahl ich ihm, mein Zimmer ja nicht zu verlassen, während ich sehen wollte, wie ich ihn unbemerkt wieder zur Stadt hinaus bekommen könne. Verschiedene Offiziere meiner Bekanntschaft wohnten in dem Hotel. In der Halle traf ich zufällig einen Soldaten, der als Bursche bei einem meiner Freunde diente. Dieser hatte seinen Vorgesetzten soeben von der Front per Auto zurückgeführt. Ich erzählte ihm den Fall Johns und offerierte ihm eine anständige Summe, sofern er John sofort per Auto wieder zu seiner Truppe bringen wolle. Es war inzwischen Nacht geworden. Zu meiner Freude nahm der Soldat an. Die Fahrt bis zur Front dauerte ungefähr zwei Autostunden. So hatte John wieder einmal mehr Glück als Verstand. Seine Desertion wurde nicht bemerkt

und er wurde nur wegen verspäteten Antritts zum Nachtdienst mit einer kleinen Strafe belegt.

Auch der Weltkrieg ging schließlich zu Ende. Die amerikanische Armee kehrte wieder zurück und wurde entlassen.

Eines Abends betrat ich wiederum die Bar, in der John wieder seinen Dienst antreten sollte. Er war nicht da. Dagegen stand hinter der Bar die Wirtin. Sie war sehr aufgeregt und weinte.

«Sie weinen wohl vor Freude, weil John zurückkommt?» fragte ich freundlich.

«Zurückkommt? Können Sie denken, er ist schon da, und wie!» Von neuem fing sie an zu heulen und jammern und fragte mich zuletzt schluchzend: «Sprechen Sie Französisch?» und als ich dies bejahte, deutete sie nach dem Hinterzimmer: «Kommen Sie bitte einmal mit!»

Im Hinterzimmer saß eine elegant gekleidete junge Dame, der ich sofort die Französin ansah. Auch diese schluchzte ganz verzweifelt. Die Wirtin wies mit dem Finger auf das Mädels und stotterte unter Tränen: «Das ist sie.»

«Das ist was?» fragte ich, «ist denn dieses Haus ganz verrückt geworden? Was ist denn eigentlich hier los?»

«Dies ist Johns Frau, die er von Frankreich mitgebracht hat.»

«Das ist aber doch kein Grund zum Heulen und Verzweifeln, oder?»

«Nein, denken Sie? Der dumme Junge hat dieses Frauenzimmer irgendwie angelogen. Wie er das gemacht hat, ist mir ein Rätsel, denn er kann nicht Französisch und das Mädels da kann nicht Englisch. Bitte sprechen Sie doch einmal mit ihr und lassen Sie sich alles genau erklären.»

Und so erfuhr ich nun die ganze Tragik dieser Angelegenheit. Das Mädels erzählte mir, daß sie die Tochter eines reichen Cafébesitzers in Paris sei. Ihre Eltern hatten ein großes Café, in dem John während seines späteren Aufenthaltes in Paris verkehrte und wo das Pärchen sich kennenlernte. Andere Soldaten, die etwas Französisch sprachen, erklärten dem Mädels auf Johns Bitte hin, daß er sie liebe und mit nach Amerika nehmen wolle, wo er eine große Farm besitze und sie das schönste Leben haben könne. Das Mädels glaubte ihm. Nach amerikanischen Ausnahmegesetzen konnte ein Soldat ein Mädels in Frankreich ohne weiteres heiraten und sie wurde dann auf Kosten der amerikanischen Armee gratis auf den Militär-Transportschiffen mit dem Soldaten nach den Staaten gebracht. Von dieser Vergünstigung hatten auch John und seine Geliebte profitiert. Bei der Ankunft merkte sie sofort, daß John gelogen hatte und die große Farm nur in seiner Einbildung bestand. Die junge Frau schloß ihre Erklärungen mit den Worten:

«Und nun sehe ich, daß John hier als einfacher Bar-Tender angestellt ist. Zurzeit werden Sie ihn in der Küche finden, wo er den Boden aufwaschen muß. Unter keinen Umständen bleibe ich hier. Ich habe kein Geld, John auch nicht, aber er muß dafür sorgen, daß ich mit dem nächsten Schiff wieder zurück nach meinem «Belle France» gehen kann. Meine Eltern würden verrückt, wüßten sie, wie sich die Sache hier verhält.»

Ich tröstete das Mädels, ging in die Küche und fand dort John eifrig mit Bodenschuppen beschäftigt.

«Na, du großer Farmer, was hast du dir denn jetzt wieder für eine blödsinnige Suppe eingebrockt? Glaubst du, daß dies nun auch wieder so glücklich abläuft, wie deine früheren Seitensprünge?»

«Ich kann mir gar nicht vorstellen, was hier eigentlich so schrecklich sein soll», meint John, «wir haben uns geliebt und deshalb geheiratet. Wenn sie nicht bei mir bleiben will, so soll sie zum Teufel gehen. Ich habe genug von der Heulerei, die ich nun den ganzen Tag schon mitanhöre, seit wir hier eingetroffen sind. Uebrigens, das mit der Farm, das stimmt auch. Ich habe eine alte Tante, drüben in New Jersey, die hat eine Hühnerfarm, die ich später erbe. Sie ist siebzig Jahre alt, das kann also nicht mehr lange dauern.»

«John, du bist ein Kamel. Was willst du denn mit einer Frau, mit der du selbst kein vernünftiges Wort sprechen kannst. Bekanntlich lernen Franzosen sehr schwer Englisch und du kannst lange warten, bis sie so weit wäre.»

Die Frau kann doch nicht hierbleiben. Uebrigens hattest du doch schon ein Mädels, ehe du nach Frankreich gingst. Was ist denn nun mit der los? Hast du Geld, um der Frau die Rückreise nach Frankreich bezahlen zu können? Oder wie denkst du dir denn eigentlich die Sache?»

# Aus Zeiten, da es anders war

Images d'autrefois

«Sie soll ihren Eltern schreiben, ich habe kein Geld. Da heirate ich doch lieber mein Mädels hier. Da hast recht, sprechen kann ich nicht viel mit ihr. Ich habe nur einige wenige französische Brocken gelernt. Was soll ich tun? Gib mir doch einen Rat.»

«John», sagte ich, «du hast wieder Glück, was du zwar nicht verdienst. Infolge der vielen derartigen Heiraten, die in der Eile unvorsichtig in Frankreich abgeschlossen wurden, hat die Regierung beschlossen, die Scheidung in derartigen Fällen sofort, wenn gewünscht, auszusprechen. Außerdem aber kenne ich den Sekretär der französischen Gesellschaft persönlich sehr gut. Es ist möglich, daß diese Gesellschaft dem Mädels die Rückreise vorschießt und dasselbe wieder nach Hause zu ihren Eltern befördert. Du aber bist und bleibst ein grandioser Idiot.»

Und so, wie ich vermutete, kam es dann auch. Das Mädels wurde geschieden und ihren Eltern wieder zugeführt.

John aber ist später, mit seiner richtigen Liebe, doch noch glücklich geworden und hat es mit der Zeit zu einer eigenen Bar gebracht. Von Französischen will er aber nichts mehr wissen.

## 2. Ein Cowboy im Weltkriege

Willy war eine raue, aber ehrliche Haut. Nichts war ihm zu schwer, nichts unmöglich. Ein Riese an Gestalt, strotzend vor Gesundheit und Kraft, verwegen und furchtlos in jeder Lage, hatte er trotzdem ein gutes Herz und so rücksichtslos er mit Leuten umging, die einen schlechten Charakter hatten, so weich und mitleidig war er gegenüber Armen und Unglücklichen.

Kurzum, Willy hätte keinem Menschen etwas zuleide getan, der es nicht verdiente.

Er war ein verwegener Cowboy. Oft mußte er mit dem Vormann auf der Ranch in die Prärie hinausreiten. Dabei hatte er gewöhnlich einen Schimmel, während der Vormann einen Rappen ritt.

Der Vormann hatte die schlechte Angewohnheit, Tabak zu kauen und dessen Saft zwischen den Zähnen auf Willys Schimmel zu spucken. Das war nun nicht gerade nach Willys Geschmack und er dachte schon lange darüber nach, wie er dem Vormann diese schlechte Manier abgewöhnen könnte.

Da kam ihm eines Tages eine gute Idee. Er kauete sich ein Stück von dem sogenannten «Bärenreck» und begann nun diesen zu kauen, und so oft der Vormann seinen Tabaksaft ausspuckte, spie Willy den Bärenrecksaft hinüber auf Pferd und Sattelzeug des Vormannes. Der sagte kein Wort, aber fortan spie er nicht mehr nach links auf den Schimmel, sondern nach rechts ins Gras.

Das zeigt, wie Willy sich in allen Lagen in den Wirt schaffte. Wenn's im Guten ging, dann im Guten, wenn nicht, dann eben auch auf andere Weise.

Amerikas Armee ging nach Frankreich. Auch Willy mußte mit. Er ging gerne, denn für ihn war es einfach eine Abwechslung, nichts anderes.

Bald wurde er der militärischen Polizei zugeteilt. Mit Stolz trug er am linken Arm das Band mit der Aufschrift «M. P.» (Military Police).

Eines Tages hatte er Dienst in einem kleinen französischen Ort, in der Nähe von Verdun. Seine Obliegenheiten schlossen auch die Pflicht ein, in den Wirtschaften nachzusehen, daß sich keine amerikanischen Soldaten dem Alkoholgenuß hingaben, denn das war strengstens verboten und er mußte gegebenenfalls den Schuldigen sofort verhaften.

Auf seinem Patrouillengang passierte er an dem betreffenden Tage ein kleines Café und sah durch das große Fenster im Innern zwei Offiziere bei einer Flasche Wein sitzen. Willy trat ein. Er war nie ein Spielverderber. Wenn schon diese beiden sich erlauben, Wein zu trinken, so kann ich mir dies ja auch leisten, dachte Willy.

Er bestellte ebenfalls Wein, Käse und Brot und begann gemütlich zu essen und zu trinken. Die Offiziere hatten ihm ja nichts zu sagen, denn von Rechts wegen hätte er das Recht gehabt, sie zu verhaften.

Die beiden Offiziere steckten die Köpfe zusammen und flüsterten einander etwas zu. Dann stand der eine auf und kam herüber zu Willy.

«Du Schwein, du dreckiges, wie kannst du es wagen, dich hierher zu setzen und in Anwesenheit von Offizieren zu trinken, noch dazu als M. P.? Mach' sofort, daß du raus kommst!»

Schwein, und noch dazu ein dreckiges, das hatte noch niemand ungestraft zu Willy gesagt. Er stand ruhig auf, nahm plötzlich den Offizier am Kragen und an der Hose, hob ihn vom Boden auf wie eine Feder und warf ihn mit Kraft durch die Fensterscheibe hinaus auf die Straße. Der zweite Offizier wollte seinem Kameraden zu Hilfe kommen, doch erreichte ihn dasselbe Schicksal, auch er flog durch die Scheibe auf die Straße.

Willy lief nicht fort. Er wartete, bis andere Polizisten kamen und ließ sich verhaften. Den Offizieren war nichts Ernsthaftes geschehen. Sie hatten ein Paar Brüche und Schnitte von Glasscherben, sonst nichts.

Die Pariserblätter brachten später den Vorfall in großer Aufmachung.



Ueber Land und Meer 1885: «Der erste Sieg der Deutschen in Afrika: Der Kampf bei Hickorytown. Den Mittelpunkt des unterdrückten Aufstandes in Kamerun bildete Hickory. Ein kaufmännischer Beamter eines englischen Handelshauses hatte einen der Einwohner von Bell wegen Schulden verhaften lassen, worauf die Eingeborenen den Engländer gefangen nahmen, ferner waren Krüner mit Einheimischen in Händel geraten. All diese unzufriedenen Elemente scharten sich um Lock Preso, den Häuptling von Hickory, und bedrohten die Kaufleute. Da trafen rechtzeitig zwei deutsche Kriegsschiffe ein mit 330 Mann und vier Kanonen. Mit lautem Hurra wurden die steilen, von den Aufrehrern besetzten Ufer gestürmt und die Eingeborenen unter dem Donner der deutschen Geschütze in die Flucht getrieben.»

La première victoire allemande en Afrique (document tiré de la collection «Ueber Land und Meer 1885»). Allemands et Anglais installèrent vers la fin du XI<sup>e</sup> siècle nombre de factoreries sur le territoire du Cameroun, les indigènes indignés de leurs procédés tentèrent de s'insurger et fomentèrent un soulèvement. Deux navires de guerre allemands débarquèrent des troupes qui eurent rapidement raison des forces indigènes massées près de Hickorytown.

Willy wurde vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, das Urteil aber später in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt.

Wochen vergingen. Eines Tages stand Willy, angekettet an einen alten Neger-Strafgefangenen, auf dem Deck eines Bootes, im Hafen von San Francisco, um nach der berühmten Insel, auf der sich das Fort mit dem Militärfängnis befand, das ihm für den Rest seines Lebens bestimmt war, gebracht zu werden. Die beiden Gefangenen standen an der Reling und schauten hinab in das kalte Wasser. Der Neger flüsterte Willy zu: «Komme' laß uns springen und der Sache ein Ende machen.»

«Kommt nicht in Frage», sagte Willy, «haben wir es bisher ausgehalten, werden wir es auch bis zum Ende aushalten.»

Ein und ein halbes Jahr hatte Willy bereits im Steinbruch gearbeitet, ständig bewacht von einem Wärter, der eine Nilpferdpeitsche schwang, und erbarmungslos auf ihn einhieb, wenn er nach seiner Meinung nicht schnell genug arbeitete oder zusammenzubrechen drohte. Dabei hatte er eine schwere Eisenkette am Fuße, an der eine schwere Eisenkugel angebracht war, die er beim Rückmarsch ins Gefängnis tragen mußte.

Anderthalb Jahre Frondienst unter unsäglichen Leiden, physischen und seelischen, wegen einer raschen, unüberlegten Tat! Keine Aussicht auf baldige Befreiung oder Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seinen Lieben und Freunden.

Die schweren Strafen, die, oft wegen Kleinigkeiten, während dem Weltkriege über amerikanische Soldaten verhängt worden waren, blieben nicht unbekannt. Die Sache kam im Kongreß zur Sprache. Das Volk verlangte Aufhebung dieser Strafen oder mindestens Verkürzungen.

Es ist Nacht. Schlüssel rasseln draußen im Gange. Willy horcht, hört, daß sich der Wärter seiner Zellentüre nähert. Die Türe wird geöffnet, ein kurzes Kommando: «Willy, steh' auf, anziehen, Zahnbürste in die Hand nehmen!»

Automatisch gehorcht der Gefangene. Hier ist zu bemerken, daß in Amerika die Zahnbürste als eines der wichtigsten hygienischen Werkzeuge betrachtet und scharf darauf geachtet wird, daß alle Schulkinder, wie auch alle Gefangenen in den Gefängnissen stets eine Zahnbürste haben. Ein Gefangener hat natürlich selten mehr Utensilien in der Zelle, als gerade die vorgeschriebene Zahnbürste, daher auch der Befehl, die Zahnbürste mitzunehmen.

Es ist nicht verwunderlich, daß Willy nun glaubte, man werde jetzt doch noch das Todesurteil nachträglich an ihm vollziehen. Er atmete daher eher auf, denn er hätte sicherlich den Tod einem solchen Leben auf unbestimmte Zeit vorgezogen.

Er folgte dem Wärter durch einen langen Gang, kam in einen großen Raum, in dem allerlei Uniformstücke aufbewahrt waren.

«Such dir einen passenden Rock, Hose, Gürtel, Schuhe und Hut aus!» befahl der Wärter, «aber rasch, der Kommandant erwartet dich.»

Willy gehorchte. Er war nun wieder in Uniform und folgte dem Wärter hinauf ins Bureau des Kommandanten. Alles dies war ihm unbegreiflich.

Der Kommandant saß vor seinem Schreibtisch, ein großes Schriftstück vor sich. Er schaute Willy scharf an, als dieser vor ihm Achtungstellung angenommen hatte.

«Willy», begann der Kommandant, «ich bin beauftragt, Ihnen dieses Schriftstück vorzulesen und zu überreichen.»

Der Kommandant las, doch er kam nicht weit. Willy hatte zufällig die Unterschrift des Schriftstückes gesehen. Er sah da die großen Schriftzüge: «Wilson», die Unterschrift des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Willy wurde ohnmächtig und der Wärter mußte ihn auffangen, sonst wäre er zu Boden gesunken. Er wußte, er war begnadigt.

Als er wieder zu sich kam, gab ihm der Kommandant die Hand und sprach seine Freude aus, daß er ihn sofort wieder in Freiheit setzen konnte. Willy hatte sich im Kriege, vor seiner unüberlegten Tat, sehr tapfer benommen und verschiedene Male ausgezeichnet, er wurde nun deshalb, wie aus dem Schriftstück ersichtlich war: «Ehrenvoll aus der Armee entlassen.»

Noch heute zeigt Willy mit Stolz jedem, der es sehen will, sein Dienstbuch, dessen letzte Eintragung ist:

«Ehrenvoll aus der Armee der Vereinigten Staaten entlassen.»

Die beiden hier aufgezeichneten Begebenheiten beruhen auf wahren Geschehnissen.

John sowohl wie Willy sind heute tüchtige Geschäftsleute und verheiratet. John in Amerika, Willy in Europa. Den letzteren sah ich erst vor kurzer Zeit. Ich wollte auf seine früheren Erlebnisse zurückkommen, aber er sagte sofort: «Schweigen wir darüber, diese Zeiten sind begabten.»